

2. Die Mensch-Tier-Beziehung

Die Mensch-Tier-Beziehung stellt für viele eine Alltagssituation dar, die weder mit Systematik noch mit Wissenschaft in Verbindung gebracht werden muss und deren tatsächliche Effekte schwer nachweisbar sind. Die Geschichte der Beziehung zwischen Mensch und Tier ist eine lange, wechselvolle und teilweise auch widersprüchliche und zudem so alt wie die Menschheit selbst. Die Art der Beziehung aber hat sich im Laufe der Jahrhunderte fortwährend verändert, so dass auch der Wert, den die Gesellschaft dem Tier beimisst, einem steten Wandel unterzogen war. Durch den Beginn der Domestikation wich das freie Leben der Tiere der Kontrolle der Menschen, indem sich der Mensch gegenüber der Tierwelt erhöhte. Aufgrund dieser Entwicklung gesellen sich heute etwa 24,3 Millionen Tiere (Hunde, Katzen, Ziervögel, Kleintiere und Fische) als Partner in unsere Wohnbereiche (Frömming 2006, S. 4f.). Geschätzt lebt somit in etwa 60 Prozent aller Haushalte ein Tier und in 40-50 Prozent aller Familien mehr als eines, so dass sich die Haustierhaltung insgesamt zu einem lukrativen Geschäftszweig entwickeln konnte (Krowatschek 2007b, S. 24).

Der Einsatz von Tieren in der Therapie hat dagegen eine deutlich kürzere Tradition, denn erst Ende des 18. Jahrhunderts wurden erste Versuche in diese Richtung unternommen. In Europa begann man vor etwa 20 Jahren mit dem therapeutischen Einsatz von Tieren, nachdem praktische Erfahrungen vor allem in den USA, Australien und England durch wissenschaftliche Studien (seit etwa 1960) untermauert worden waren (Röger-Lakenbrink 2006, S. 10ff.).

Das Buch des amerikanischen Kinderpsychotherapeuten Boris M. Levinson (1907-1984) über seine Erfahrungen mit Tieren als Co-Therapeuten brachte 1969 den Durchbruch und der Begriff „Pet Facilitated Therapy“ wurde zum Schlagwort des neuen Wissenschaftszweiges „Mensch-Tier-Beziehung“. Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen und Angehörige verschiedener Heilberufe begannen mit Experimenten, Versuchsreihen und Dokumentationen, darunter auch die Psychologen Reinhold Bergler (geb. 1929) und Erhard Olbrich (geb. 1941), die Mitte und Ende der achtziger Jahre die ersten systematischen Studien zu diesem Thema verfassten (Greiffenhagen/Buck-Werner 2007, S. 14f.).

1977 gründete sich in Portland/Oregon die Stiftung „The Delta Society“, die die tiergestützte Therapie mit ihrem „Pet Partner Programm“ flächendeckend in den USA

ins Leben rief. Auch in anderen Ländern wurde mit Einsatz dafür gekämpft, dass Hunde nicht nur keine Gefahr darstellen, sondern tatsächlich Gesundheit und Wohlbefinden wesentlich verbessern. So konnten allmählich weitere Organisationen, wie z.B. „Pet as Therapy“ (1983, England), „Tiere helfen Menschen e.V.“ (1987, Deutschland) und „Tiere als Therapie (TAT)“ (1991, Österreich) entstehen (Röger-Lakenbrink 2006, S. 10ff.; Hornsby 2000, S. 79).

Die Beziehung zwischen Mensch und Tier ist historisch betrachtet zu jeder Zeit eine Anregung für die menschliche Entwicklung. Der Mensch hat das Tier sowohl vergöttert als auch geächtet, aber immer scheint das Tier dem Menschen ein Dialogpartner gewesen zu sein, welches auch seine Phantasie stark beeinflusst hat. Der Wandel der gesellschaftlichen Stellung des Tieres sowie seine Nutzung sind von der sozialen und kulturellen Entwicklung des Menschen abhängig, weshalb die Mensch-Tier-Beziehung nicht losgelöst von dem Gesamtkontext menschlicher Kultur und Gesellschaft gesehen werden kann. Nicht zuletzt ist es die menschliche Vorstellung vom Wesen des Tieres, die die emotionale Grundlage der Mensch-Tier-Beziehung innerhalb einer geschichtlichen Entwicklung sichtbar werden lässt. Das Tier ist in den sogenannten modernen Gesellschaften des 20. und 21. Jahrhunderts nicht nur Nahrungsquelle, Forschungs-, Status- und Sammelobjekt, es wurde auch zum Partner und Freund in Form des Haustieres, welches durch seine psychosoziale Bedeutung das menschliche Bedürfnis nach Kontakt mit der Natur beantwortet. Wichtig ist der gegenseitige Nutzen innerhalb einer vertrauensvollen, auf Respekt basierenden Beziehung zwischen Mensch und Tier gerade im Hinblick auf den therapeutischen Nutzen von Tieren (Otterstedt 2003, S. 15, 25).

In der heutigen Medizin, die sich als Dienstleistungsgeschäft versteht, wird die Interaktion zwischen Mensch und Tier genutzt, damit das Tier den „inneren Heiler“ des Patienten ansprechen kann. Das Tier soll hier als Motivationsquelle den Heilungsprozess fördern und mit dem „äußeren Heiler“ (Ärzte, Therapeuten, Pfleger, Seelsorger) in Kontakt kommen. Voraussetzung für diesen tiergestützten Einsatz ist, dass der Patient die Begegnung mit dem Tier befürwortet. Ein heilender Prozess ist hier im Rahmen einer ganzheitlichen Entwicklung gemeint, da die durch die freie Begegnung mit dem Tier herbeigeführten Impulse die körperlichen, seelischen, geistigen und sozialen Kräfte beeinflussen. Die Qualität des Dialogs mit dem Tier wird

entscheidend durch den Patienten beeinflusst und kann sich positiv auf seine Lebensqualität auswirken. Im Rahmen des Aktionskreises (Interaktion zwischen Tierhalter, Tier und Patient) ist das Tier Teil eines therapeutischen Konzeptes und wird zielorientiert eingesetzt (ebd., S. 60ff.).

Allgemein ist die Mensch-Tier-Beziehung als eine eigenständige Form der Beziehung zwischen Lebewesen zu betrachten, die eine bereichernde Ergänzung zu interpersonalen Beziehungen aufgrund der Tatsache der Berücksichtigung und Gleichgewichtung der tierischen Eigenarten und Bedürfnisse darstellt (Vernooij/Schneider 2008, S. XV).

Somit ist tiergestütztes Helfen und Heilen als eine neue und vermutlich die intensivste Stufe tierischer Domestikation aufzufassen. Die Tiere sollen nicht nur für eine bestimmte Funktion im Dienste des Menschen ausgebildet werden, sondern durch ihre bloße Existenz selbst hilfreich sein (Greiffenhagen/Buck-Werner 2007, S. 20).

Betrachtet man an dieser Stelle die Beziehung zwischen Mensch und Hund genauer, so lässt sich festhalten, dass der Hund, wie der Mensch, ein soziales Wesen ist, was sich in seiner Geselligkeit, Anhänglichkeit, Treue, Kooperationsbereitschaft und Anpassungsfähigkeit sowie in seinem Bedürfnis nach Bindung, Nähe, Zuwendung und Aufmerksamkeit äußert. Der Hund hat den Status eines sozialen Partners und befriedigt wesentliche emotionale Grundbedürfnisse, so dass diese Beziehung der einer persönlichen zwischenmenschlichen Beziehung sehr nahe kommt. Das Zusammenleben von Menschen mit Hunden ist eine Art „soziale Symbiose“ mit enger verhaltensbiologischer Bindung im Sinne einer heterotypen Partnerbindung. Hundeverhalten kann daher nicht treffend ohne Einbeziehung des Menschen analysiert werden. Die Verantwortung hinsichtlich der Ausprägung des individuellen Hundeverhaltens liegt beim Hundehalter, da das Spektrum des Sozialverhaltens des Hundes entscheidend abhängig ist von spezifischen sozialen Kontakten in bestimmten Entwicklungsphasen. Es gibt eine Vielzahl von Mensch-Hund-Beziehungen, die durch „ritualisierte Missverständnisse“ auf beiden Seiten wegen mangelnder grundlegender Kenntnisse über den Hund gekennzeichnet ist. Dem Hund wird so in der Folge ein „unerwünschtes“ Verhalten antrainiert (Feddersen-Petersen 2001, S. 175, 187).

Um den Hund zu seinem Nutzen auszubilden, nutzt der Mensch die hohe Lernfähigkeit des Hundes beim Spielen. Der sozial-emotionale Aspekt zwischen Mensch und Hund, d.h. das Erleben einer konstanten und bedingungslosen positiven Zuneigung durch den Hund, stellt eine wesentliche psychologische Komponente der Mensch-Hund-

Beziehung dar. Beim Menschen werden auf diese Weise Gefühle des Gebrauchtwerdens und der Fürsorge ausgelöst, was direkt eine Stabilisierung des Selbstwertgefühls bewirkt und speziell im therapeutischen Einsatz zum Tragen kommt. „Der Mensch nutzt die sensiblen Sinne der Tiere, ihre Fertigkeiten und Talente, die, je nach Arbeitsanforderung, die des Menschen übersteigen“, wobei die Qualität der Mensch-Tier-Beziehung sowohl von der Art des Tieres als auch von der Art des Menschen bzw. dessen Lebenssituation abhängig ist (Otterstedt 2001, S. 15).

2.1. Erklärungsansätze für die Mensch-Tier-Beziehung

Es gibt viele verschiedene Erklärungen für und Theorien über die Fragestellung, wie sich die therapeutischen Effekte von Tieren erklären lassen. Zu nennen sind hier: „Das Tier als sozialer Katalysator“, „Verschiedene Persönlichkeitsschichten“, handlungstheoretische, milieuthérapeutische, lerntheoretische bzw. verhaltenstherapeutische, tiefenpsychologische, persönlichkeits- und entwicklungspsychologische oder realitätstherapeutische Erklärungsansätze. Ferner Erklärungsansätze aus der sozialen Systemtheorie oder aus der humanistischen Psychologie, der Erklärungsansatz der Biophilie, der bindungstheoretische Erklärungsansatz, das Konzept der Du-Evidenz sowie das Konzept der Spiegelneurone. An dieser Stelle sollen exemplarisch der lerntheoretische bzw. verhaltenstherapeutische Erklärungsansatz, die Biophilie-Hypothese, das Konzept der Du-Evidenz sowie das Konzept der Spiegelneurone und der bindungstheoretische Erklärungsansatz kurz dargestellt werden, da diese als wesentliche Grundlage für die Ausführungen zur Therapie bei Kindern mit AD(H)S anzusehen sind und sich gegenseitig ergänzen (Greiffenhagen/Buck-Werner 2007, S. 172ff.).

2.1.1. Der lerntheoretische bzw. verhaltenstherapeutische Erklärungsansatz

Der lerntheoretische bzw. verhaltenstherapeutische Erklärungsansatz geht davon aus, dass Tiere die „Löschung“ von unnormalen, sozial abweichenden Verhaltensweisen erleichtern und somit zur Verhaltensnormalisierung beitragen.

Lerntheoretischer Auffassung zufolge reagiert nicht nur der Mensch, sondern jedes Lebewesen auf Reize aus seiner Umwelt. Der Mensch lernt, indem seine Umwelt erwünschtes Verhalten belohnt, d.h. positiv verstärkt, und unerwünschtes Verhalten ignoriert oder bestraft, d.h. sanktioniert. Verhaltensweisen, die über einen langen Zeitraum nicht belohnt werden, werden aus dem Verhaltensrepertoire gelöscht. Alle Lern-Lehr-Situationen unterliegen den Prinzipien des Lernens durch Bestärkung, deren zugrundeliegenden Theorien unter verschiedenen Begriffen wie Verhaltensänderung, Theorie der Bestärkung, operante Konditionierung, Behaviorismus, Verhaltenspsychologie usw. bekannt sind (Pryor 2006, S. 7ff.).

Lerntheoretiker arbeiten aber keineswegs nur mit dem Prinzip der Konditionierung, sondern auch mit dem „Lernen an sozialen Modellen“. Besonders Tiere dienen aufgrund ihrer Attraktivität hierbei nicht nur als Ablenkung bei z.B. Angstreaktionen, sondern als Modelle, die imitiert werden können. Jede Aktivierung bewusster Prozesse, wie z.B. das Lernen an sich, ist von Emotionen begleitet, die psychische Aktivitäten bewerten, indem sie ihnen eine positive oder negative Tönung geben. Da sich Lernen oft in sozialen Beziehungen abspielt, hat die Qualität der Beziehungen einen großen Einfluss auf das Lernergebnis, so dass davon ausgegangen wird, dass Lernstörungen aus Beziehungsstörungen resultieren und Veränderungen im zwischenmenschlichen Geschehen ursächlich für Veränderungen im Lernprozess sein können. Lernen ist ein Prozess der Veränderung von Verhalten und Verhaltensbereitschaften, von Wissen, Erfahrungen, Dispositionen und von Bedeutung und Sinn. Beim Lernen mit Tieren geht es – wie bereits erwähnt - häufig um Korrekturen eines „fehlgegangenen Lernens“ durch neues Lernen, z.B. das Verlernen von Ängsten, Phobien oder Verhaltensauffälligkeiten mit Hilfe der klassischen Konditionierung und systematischen Desensibilisierung (Olbrich 2003, S. 194; Schwarzkopf/Olbrich 2003, S. 258).

2.1.2. Die Biophilie-Hypothese

Der amerikanische Insektenkundler und Biologe Edward Osborne Wilson (geb. 1929) stellt eine Biophilie-Hypothese auf. Biophilie beschreibt die Menschen inhärente Affinität zur Vielfalt von Lebewesen in ihrer Umgebung ebenso wie zu ökologischen Settings, welche die Entwicklung von Leben ermöglichen. Wilson geht davon aus, dass der Mensch eine biologisch begründete Verbundenheit mit der Natur und eine Bezogenheit zu den in ihr beheimateten Lebewesen ausgebildet. Begründet ist dieses angeborene Interesse an Lebendigem durch den biologischen Prozess der Evolution, d.h. da der Mensch sich immer im Zusammenhang mit anderen Lebewesen entwickelt hat, hat er sich auch an ihnen orientiert und ist mit ihnen nicht zuletzt aufgrund der Nutzung der gleichen Ökosysteme verbunden (Frömming 2006, S. 18f.).

Aus dem tierischen Verhalten gewinnt der Mensch auch heute noch Informationen über seine Umgebung, über Sicherheit und Bedrohung, weil Tiere aufgrund ihrer sehr differenzierten Sinnesausstattung Umweltveränderungen sehr viel früher wahrnehmen können als Menschen. Tiere signalisieren dem Menschen somit mit ihrem Verhalten Entspannung oder Anspannung, Sicherheit oder Gefahr (Vernooij/Schneider 2008, S. 5).

Hinsichtlich der Verbundenheit des Menschen mit der Natur lassen sich zusammenfassend neun fundamentale Aspekte bzw. Kategorien aufzeigen:

- der utilitaristische Aspekt, d.h. die nützliche Verbundenheit zwischen Mensch und Natur mit den Funktionen bzw. Wirkungen der Sicherung des Überlebens, Schutz vor Gefahr und Befriedigung physischer und materieller Bedürfnisse,
- der naturalistische Aspekt, d.h. die nützliche Verbundenheit zwischen Mensch und Natur mit den Funktionen bzw. der Wirkungen der Zufriedenheit und Entspannung durch Naturkontakt, Neugierde, Faszination und Bewunderung für deren Vielfalt und Komplexität, Förderung der physischen und kognitiven Entwicklung, Ausübung sportlicher Aktivitäten im Freien,
- der ökologisch-wissenschaftliche Aspekt, d.h. die systematische Analyse der Strukturen, Funktionen und Beziehungen in der belebten und unbelebten Natur mit den Funktionen bzw. Wirkungen des Wissenserwerbes, Verstehens von Zusammenhängen, Förderung der Beobachtungsfähigkeiten und des Erkennens von Kontrollmöglichkeiten,

- der ästhetische Aspekt, d.h. die Anziehungskraft von und Bewunderung für die physische Harmonie und Schönheit der Natur mit den Wirkungen Inspiration, Harmoniegefühl, Frieden und Sicherheit,
- der symbolische Aspekt, d.h. die Kategorien/Schemata in der Natur für (metaphorische) Formen des Ausdrucks, Befindens, der Interaktion und Kommunikation mit den Funktionen bzw. Wirkungen der Förderung der Interaktions- und Kommunikationsfähigkeit sowie der kognitiven Möglichkeiten und Anreize für Identifikationsprozesse,
- der humanistische Aspekt, d.h. die tief erlebte, emotionale Verbundenheit mit der Natur bzw. mit Tieren mit den Funktionen bzw. Wirkungen der Gruppenzugehörigkeit, Gemeinschaftsgefühl, Aufbau von Beziehungen, Bindung und Fürsorge, Bereitschaft zu kooperieren und zu teilen und Empathie,
- der moralische Aspekt, d.h. die starke Affinität zu, Ehrfurcht vor und ethische Verantwortung für die Natur mit den Funktionen bzw. Wirkungen der Ordnung und der sinnhaften Lebensgestaltung sowie Verwandtschaft und Zugehörigkeit zu einem übergeordneten Ganzen,
- der negativistische Aspekt, d.h. die Angst, Aversion und Antipathie des Menschen bezogen auf unterschiedliche Aspekte der ihn umgebenden Natur mit den Funktionen bzw. Wirkungen des Impulses bzw. der Motivation für die Erarbeitung und Errichtung von Schutz- und Sicherheitsvorrichtungen für den eigenen persönlichen Lebensbereich und
- der Dominanz-Aspekt, d.h. die Kontrolle und Beherrschung der Natur durch den Menschen mit den Funktionen bzw. Wirkungen des kontrollierenden Handelns und der Entwicklung mechanischer Techniken und Fertigkeiten (Olbrich/Beetz 2000, o.S.).

Alle diese genannten Kategorien kommen mehr oder weniger zum Tragen, d.h. einige Wirkungen erfolgen eher implizit und sind somit kaum sichtbar sowie steuer- oder kontrollierbar, während andere systematisch genutzt, gesteuert und auch kontrolliert werden können (Vernooij/Schneider 2008, S. 6f.). Insgesamt wird die Existenz einer emotionalen Verbindung zu Tieren deutlich, welche sehr gut geeignet ist, um eine erfolgreiche pädagogische und therapeutische Arbeit mit Tieren zu ermöglichen (Olbrich 2003, S. 69ff.).

2.1.3. Das Konzept der Du-Evidenz

Die Tatsache, dass zwischen Menschen und höheren Tieren Beziehungen möglich sind, die denen entsprechen, die Menschen bzw. Tiere unter sich kennen, bezeichnet man als Du-Evidenz. Der Begriff der Du-Evidenz wurde 1922 von dem deutschen Denk- und Sprachpsychologen Karl Bühler (1879-1963) geprägt. Er versteht darunter die Fähigkeit und das Bewusstsein eines Menschen, eine andere Person als Individuum, als „Du“, wahrzunehmen und zu respektieren (Vernooij/Schneider 2008, S. 7).

Menschen gehen nicht nur mit anderen Menschen, sondern auch mit Tieren - in erster Linie mit sozial lebenden Tieren wie Hunde und Pferde - eine solche Du-Beziehung ein. Sozial lebende Tiere besitzen ähnliche emotionale und soziale Grundbedürfnisse und sind in ihrer Körpersprache und ihren Ausdrucksformen mit dem Menschen vergleichbar und folglich verstehbar. Zudem bieten diese Tiere aufgrund einer positiven Anthropomorphisierung, d.h. der Neigung des Menschen, Tiere wie Menschen zu behandeln, diverse Identifikationsmöglichkeiten, wobei sich Anthropomorphisierungstendenzen anders als die Du-Evidenz nicht im subjektiven Erleben, sondern als Verhalten des Menschen dem Tier gegenüber zeigen (Vernooij/Schneider 2008, S. 8f.).

Entscheidend ist demnach nicht, ob die Weise der Wahrnehmung oder der emotionalen Zuwendung objektiv das Wesen des als Du adressierten Partners trifft, sondern die subjektive Gewissheit, es handele sich bei einer solchen Beziehung um Partnerschaft. Die Initiative geht dabei meist vom Menschen aus und die Beziehung wird auch von ihm in erster Linie als Partnerschaft empfunden. Das Tier erhält einen Namen und wird somit automatisch als Genosse gesehen, dem personale Qualitäten zugeschrieben werden. Der Name macht das Tier zu einem Individuum bzw. einem Subjekt mit Bedürfnissen und Rechten, denen ebenso entsprochen wird wie im Falle der menschlichen Mitglieder. Eine markante Stärkung des Tieres als „Rechtsperson“ wird auch in der Weiterentwicklung und Überarbeitung des Tierschutzgesetzes deutlich. Ein starker Einwand gegen den Trend, in Tieren ein Alter Ego zu sehen, ist der bereits erwähnte Anthropomorphismus. Die Beziehung zwischen Mensch und Tier muss ungleich bleiben, da der Mensch im Unterschied zum Tier ein Ich hat und immer um sich weiß, wenn er mit anderen Menschen oder Tieren Verbindung hat. Zudem ist das Lebensumfeld des Menschen in vielerlei Hinsicht nicht für Tiere geeignet und es würde

die tierischen Fähigkeiten – vor allem in Bezug auf die Anforderungen, die an Hunde gestellt werden – bei weitem überschreiten.

Insgesamt wird die Du-Evidenz als die unumgängliche Voraussetzung dafür betrachtet, dass Tiere überhaupt therapeutisch und pädagogisch helfen können (Greiffenhagen/Buck-Werner 2007, S. 22ff.).

2.1.4. Das Konzept der Spiegelneurone

Durch diesen Ansatz wird nicht die grundlegende Beziehung zwischen Mensch und Tier erklärt, sondern, in Ergänzung zu anderen Ansätzen, bestimmte Wirkungen, die durch diese Beziehung beim Menschen beobachtbar sind.

Spiegelneurone sind Zellen, die nicht nur reagieren, wenn wir selbst eine bestimmte Aktion ausführen oder uns vorstellen, sondern auch, wenn wir andere Menschen beobachten oder anderweitige für diese Handlung typische Signale, z.B. Geräusche, wahrnehmen. Das Konzept der Spiegelneurone verfolgt den Ansatz, dass durch die Reaktion von Spiegelneuronen, die automatisch und ohne intellektuelle Bewertung geschieht, der Mensch in der Lage ist, zu fühlen, was unser Gegenüber empfindet im Sinne von Empathie (Greiffenhagen/Buck-Werner 2007, S. 176f.).

Die Reaktion der Spiegelneurone ist nur begrenzt beeinflussbar, weil sie offenbar nicht der kognitiven Steuerung unterliegt. Als Hinweis darauf, dass eine wechselseitige Spiegelung zwischen Mensch und Tier erfolgt und Tiere somit emotionale Resonanzphänomene beim Menschen hervorrufen können, ist die gemeinsame Aufmerksamkeits- und Blickorientierung mit dem eigenen Hund („joint attention“) zu nennen (Vernooij/Schneider 2008, S. 12f.).

2.1.5. Der bindungstheoretische Erklärungsansatz

Der bindungstheoretische Erklärungsansatz zur Erklärung der tiefen Beziehung zwischen Menschen und Tieren wird von der Psychologin Andrea Beetz (geb. 1975) vorgetragen, wobei sie die ursprünglich von dem britischen Arzt und Psychoanalytiker John Bowlby (1907-1990) und der amerikanischen Entwicklungspsychologin Mary D. Salter Ainsworth (1913-1999) entwickelte „Bindungstheorie“ auf die Beziehung von Menschen und Tieren überträgt. Sie geht davon aus, dass ein Tier die Bedürfnisse eines

Kindes nach Bindung ähnlich gut erfüllen kann wie Menschen und eine sichere Bindung zu mehr sozialer Kompetenz, Empathie und Emotionsregulation führt (Greiffenhagen/Buck-Werner 2007, S. 175f.).

Es muss weiter davon ausgegangen werden, dass alle frühen Verhaltensmuster, die einen engen räumlichen Kontakt von Bezugsperson (meist die Mutter) und Kind aufrecht erhalten, prägungsrelevant sind bezogen auf sozio-emotionale Bindungsmuster. So entwickeln Kinder je nach der Qualität der frühen Beziehungserfahrungen ein sicheres, ein unsicher-vermeidendes, ein unsicher-ambivalentes oder ein desorientiertes/desorganisiertes Bindungsmodell (Vernooij/Schneider 2008, S. 10f.).

Bindungsverhalten ist jegliche Form von Verhalten mit dem Ziel bzw. Ergebnis, dass eine Person die Nähe zu einem anderen bevorzugten Individuum erlangt oder aufrechterhält. Das Bindungsmuster, welches zu einer gesunden Entwicklung gehört, ist das der sicheren Bindung, bei der das Kind zuversichtlich ist, dass ein Elternteil in unerwünschten, ungünstigen oder furchteinflößenden Situationen verfügbar und hilfreich ist. Unsicher-vermeidenden Kindern dagegen fehlt die Zuversicht bezüglich der Verfügbarkeit ihrer Bindungsperson, d.h. diese Kinder entwickeln die Erwartungshaltung, keinen Anspruch auf Unterstützung, Liebe und Zuwendung zu haben, weil sie häufig Zurückweisungen erfahren haben. In der Folge finden sie nur durch Beziehungsvermeidung aus solchen für sie belastenden und bedrohlichen Situationen heraus. Auch unsicher-ambivalent gebundene Kinder zeigen sich ängstlich und abhängig von ihrer Bindungsperson. Diese Kinder fürchten sich vor ungewohnten Situationen und aktivieren ihr Bindungsverhalten schon bevor die Bindungsperson sie allein lassen könnte. Der ständige Wechsel von feinfühligem und abweisendem Verhalten der Bindungsperson führt dazu, dass das Bindungssystem des Kindes ständig aktiviert sein muss, da es schwer einschätzen kann, wie die Bindungsperson in einer bestimmten Situation handeln oder reagieren wird. Das Kind ist daher ständig bemüht, sich der Stimmung der Bindungsperson anzupassen, was wiederum zu einer Einschränkung seines Neugier- und Erkundungsverhaltens führt. Insgesamt können diese Kinder keine positive Erwartungshaltung aufbauen, weil die Bindungsperson trotz körperlicher Anwesenheit häufig nicht verfügbar ist.

Der Bindungstyp der desorganisierten/desorientierten Bindung wurde erst nachträglich ergänzt. Kinder deren Verhalten diesem Bindungstyp zugeordnet wird, zeigen äußerst unerwartete und nicht zuzuordnende Verhaltensweisen wie Stereotypen oder unvollendete bzw. unvollständige Bewegungsmuster. Insgesamt zeigen desorganisiert

gebundene Kinder eine Mischung von Strategien aus unsicher-vermeidendem und unsicher-ambivalentem Verhalten. Die Bindungstheorie geht abschließend davon aus, dass ein Kind auf jeden Fall eine Bindung zu seiner Bindungsperson aufbauen muss, damit Bindungsverhaltensweisen aktiviert werden kann, sobald es Schutz und Unterstützung bedarf oder die Bindungsperson nicht in der Nähe ist (Grossmann/Grossmann 2003, S. 60ff.).

Wie aus diesen Ausführungen ersichtlich wird, sind es bei Kindern neben der Anwesenheit der Bezugsperson ebenso deren Akzeptanz und Wertschätzung, die den Selbstwert des Kindes beeinflussen. Ein Kind kann Autonomie nur dadurch erreichen, dass es sein Bindungsbedürfnis und sein Selbstentfaltungstreiben integriert. Deswegen haben Kinder ein Recht darauf, dass die Grundbedürfnisse in ihrer Entwicklung von Erwachsenen wahrgenommen und erfüllt werden, wozu vor allem das Grundbedürfnis nach liebevollen Beziehungen sowie nach körperlicher Unversehrtheit, Sicherheit und Regulation zählt (Resch 2003, S. 41ff.).

Insgesamt stellt dieser Ansatz eine Ergänzung zur Biophilie-Hypothese und zum Konzept der Du-Evidenz dar, da er die natürliche Affinität des Menschen zur belebten Natur nicht erneut erklärend aufgreift.

2.2. Die Kommunikation zwischen Mensch und Tier

Kommunikation meint ein „Sich mitteilen“ und setzt immer eine Begegnung voraus, welche die gegenseitige Wahrnehmung, die Annäherung, den Kontakt, die allmähliche Loslösung und letztlich den Abschied bzw. die Trennung umfasst. Jede einzelne dieser Phasen der Begegnung sowie auch die Übergänge besitzen emotionale, spannungs- und erwartungsvolle Momente und bieten somit die Möglichkeit eines therapeutischen Ansatzens.

Der Vorgang der Kommunikation findet zwischen zwei Personen statt, läuft in der Regel verbal ab und dient in erster Linie dem Zweck der Informationsübermittlung. Kommunikation bedeutet „eine gerichtete Informationsübertragung und damit Einfluss von einem Sender-System auf ein Empfänger-System. [...] Der zentrale Prozess bei der Kommunikation ist die Umwandlung von Gedanken, Gefühlen, Bedürfnissen und Impulsen in Wörter, Symbole oder Zeichen, die von dem Gegenüber erkannt bzw. verstanden werden“ (Vernooij/Schneider 2008, S. 16).

Wichtig ist die Tatsache, dass ein Sender sein Anliegen in Form einer Nachricht an den Empfänger übermittelt, der die Nachricht entschlüsselt, wobei ein und dieselbe Nachricht viele Botschaften gleichzeitig enthält. Zu nennen sind hier der Sachinhalt, (worüber informiert der Sender), die Selbstoffenbarung (was gibt der Sender von sich kund), die Beziehung (was hält der Sender vom Empfänger und wie stehen beide zueinander) und der Appell (wozu möchte der Sender den Empfänger veranlassen) (Schulz von Thun 2006, S. 25ff.).

Der Kommunikationswissenschaftler, Psychotherapeut, Psychoanalytiker, Soziologe und Philosoph Paul Watzlawick (1921-2007) et al. formulierten fünf pragmatische Axiome, die auch für die Mensch-Tier-Kommunikation relevant sind und im Folgenden näher erläutert werden sollen (Vernooij/Schneider 2008, S. 17).

2.2.1. Nonverbale Kommunikation

Das Axiom „man kann nicht nicht kommunizieren“ gilt auch für die Kommunikation zwischen Mensch und Tier (Frömming 2006, S. 20). Handeln oder Nichthandeln sowie Worte oder Schweigen haben Mitteilungscharakter, da sie andere beeinflussen, die wiederum reagieren müssen und damit selbst kommunizieren. Die nonverbale Kommunikation umfasst z.B. die Körperbewegung (Kinesik) mit Gesten, mimischen Bewegungen und Körperhaltungen und –handlungen, paralinguale Phänomene (Phonemik) mit Stimmqualität, Sprechpausen/Schweigen und nichtsprachlichen Lauten, die Raumposition mit Individualdistanz, Revierverhalten, Körperorientierung, die Geruchsausstrahlung (Olfaktorik), die Hautempfindlichkeit (Haptik) bezogen auf Berührung und Temperatur und die personengebundenen Sachprodukte wie Kleidung, Schmuck, Taschen, Mappen und sonstige Gegenstände (Vernooij/Schneider 2008, S. 16).

2.2.2. Digitale und analoge Kommunikation mit Inhalts- und Beziehungsaspekt

Das Axiom „Informationsobjekte können in digitaler oder in analoger Form dargestellt werden“ geht davon aus, dass die Menschen sowohl die digitale als auch die analoge Kommunikation benutzen. Bei der digitalen Kommunikation ist die Beziehung zwischen einem Wort und dem damit gemeinten Inhalt nach einer Konvention oft nur willkürlich festgelegt. Auch Worte sind nur Zeichen für Dinge, die wir gebrauchen, wenn wir kognitiv verfügbares Wissen über Sachverhalte mitteilen. All das lässt die digitalisierte Sprache anders als die analoge Kommunikation für die Mensch-Tier Kommunikation als schlecht geeignet erscheinen. Bei der analogen Kommunikation ist es das Symbol, das „Vehikel“, über das etwas ausgedrückt wird, welches in einer direkten Beziehung zu dem, was mitgeteilt werden soll, steht. Die analoge Kommunikation nutzt Gestik, Gesichtsausdruck, Stimmmodulation, die Sprache der Augen und der Berührungen und ist die ganz frühe Sprache der Beziehungen, die schon das Baby mit seiner Mutter spricht. Des Weiteren läuft die analoge Kommunikation immer noch so wie bei unseren Vorfahren aus Urzeiten ab, da ein beständiges und gemeinsames Moment der analogen Kommunikation über viele Kulturen und Spezies hinweg existiert. Die analoge Kommunikation wird durch die bloße Anwesenheit von Tieren angeregt, da sie beim Ausdruck einer tiefen Verbundenheit relevant wird und Tiere nur die analogen Anteile der Kommunikation wahrnehmen können. Bezogenheit zu Mitmenschen, zu Mitbewesen und zur gesamten natürlichen Umwelt ist eine Voraussetzung für menschliche Entwicklung. Durch eine stimmige Kommunikation, wie sie z.B. zwischen Menschen und Tieren abläuft, werden double-bind-Botschaften, d.h. grundlegende Diskrepanzen zwischen Sender und Empfänger bzw. eine Diskrepanz zwischen dem, was die Person aufgrund ihrer Worte wahrgenommen haben möchte und dem, was sie nonverbal sendet, vermieden. Eine Person kann sich so selbst einfach und wahr erfahren und sich ebenso mit ihrem Gegenüber austauschen. Nicht nur diese Tatsache, sondern auch das „Geschehenlassen“ der Kommunikation mit Tieren ist therapeutisch wertvoll (Olbrich 2003, S. 84ff.).

Während digitale Kommunikation nur stattfinden kann, wenn alle Beteiligten dieselbe Sprache sprechen bzw. gelernt haben, was welches Wort oder Symbol bedeutet, ist die analoge Kommunikation überall und mit jedem Lebewesen möglich. Gerade in der frühkindlichen Entwicklung ist die Förderung und Fähigkeit zu digitaler und analoger

Kommunikation wichtig, denn erst wenn ein Mensch gelernt hat, sich sowohl seiner Kognitionen als auch seines inneren Erlebens gewahr zu werden, wenn er sowohl seine positiven als auch negativen Eigenschaften erkennt, annimmt und mit Hilfe der analogen Kommunikation auch ausdrücken kann, hat er die Möglichkeit mit sich kongruent und für andere authentisch zu sein (Vernooij/Schneider 2008, S. 19f.).

Verbunden mit dieser Unterscheidung zwischen digitaler und analoger Kommunikation ist eine zweite, nämlich die Unterscheidung zwischen Inhalts- und Beziehungsaspekt. Das Axiom „jede Form der Kommunikation hat einen Inhalts- und Beziehungsaspekt“ besagt, dass der Inhaltsaspekt die Daten vermittelt und der Beziehungsaspekt anweist, wie diese Daten aufzufassen sind. Menschen nutzen die digitale Kommunikation, um Informationen über Dinge mitzuteilen (Inhaltsaspekt) und die analoge, um Bezogenheit (Beziehungsaspekt) auszudrücken. Die „Trennung“ zwischen den Prozessen, die im Rahmen der analogen Kommunikation im Sender und in ihrem Empfänger ablaufen, ist nicht so scharf wie im Rahmen der digitalen Kommunikation, da bei der analogen Kommunikation eine stärkere Betonung auf dem „Mitschwingen“ liegt (Olbrich 2001, o.S.).

2.2.3. Unterschiede in der Ausdruckfähigkeit zwischen Mensch und Hund

Das Sprechen ist eine wesentliche Form der menschlichen Kommunikation und daher seit jeher nicht nur ein Merkmal der Unterscheidung zwischen Mensch und Tier, sondern faszinierte auch gleichzeitig durch die Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit, interartlich, d.h. zwischen Mensch und Tier, kommunizieren zu können.

Es muss daher die Frage gestellt werden, wie der Hund den Menschen versteht. Da diese Frage nicht zu beantworten ist, ist es sinnvoll, sich vor Augen zu führen, dass die Sinne der Hunde (vor allem der Gehör- und der Geruchssinn) feiner, empfindlicher und leistungsfähiger als die menschlichen sind. Da Hunde Rudeltiere sind und in einem sozialen Verbund zusammenleben, kann man davon ausgehen, dass sie zu ihrem Ausdrucksverhalten ein adäquates Wahrnehmungsvermögen haben. Hunde wenden sich dem Menschen zu und besitzen die Fähigkeit, unausgesprochene und ausgesprochene Gefühle des Menschen wahrzunehmen. Der Mensch dagegen scheint die

Ausdrucksfähigkeit des Hundes nicht in vollem Umfang wahrnehmen und verstehen zu können, da seine Bewusstheit und seine Sprache das Äquivalent der Spezialisierung auf das Ausdrucksverhalten und –verstehen des Hundes sind. Die innige Verbundenheit zwischen Mensch und Hund hat daher in diesem Verstehen durch den Hund eine Erklärung und Begründung, da es ein fundamentales menschliches Bedürfnis ist, verstanden zu werden und sich verstanden zu fühlen.

Beziehungen beinhalten immer Formen der Interaktion. Analysiert man nun die Mensch-Hund-Beziehung unter dem Gesichtspunkt der Interaktion, offenbart sich als deren Grundlage eine Fülle kommunikativer Anteile.

Die Begegnung zwischen Mensch und Tier ist gekennzeichnet durch verbale, nonverbale und objektbezogene Aspekte, durch den verbalen, nonverbalen und visuellen Ausdruck sowie den Ausdruck des Lautierens. Lautliche und verbale Kommunikationselemente im Dialog zwischen Mensch und Tier sind z.B. die Stimmlage, Stimmqualität, Lautstärke, lautliche Ausdrucksmittel und der Laut-/Stimmcharakter. Nonverbale Kommunikationselemente sind Mimik, Gestik, Körperhaltung, sensible nonverbale Zeichen (Atmung, Pulsschlag, Schwitzen, Ruhe, Unruhe) und Körperbewegung (Otterstedt 2003, S. 90ff.).

Wer mit einem Tier interagiert, der bekommt unverfälschte und unreflektierte Rückmeldung auf dem Kanal der analogen Kommunikation, und zwar für abgelehnte ebenso wie für sozial akzeptierte Teile seines Verhaltens.

Zusammenfassend sind hinsichtlich der Kommunikation zwischen Mensch und Hund die aktiven Anteile der Kommunikationsformen von Seiten des Hundes wichtig, weil der Mensch die Sprache der Hunde kennen und verstehen muss, um eine tragfähige Beziehung – nicht nur im Hinblick auf die tiergestützte Arbeit - zu ermöglichen.

2.2.4. Die analoge Kommunikation zwischen Mensch und Hund

Um mit dem Hund kommunizieren zu können, muss sich der Mensch auf die analoge Kommunikation, d.h. auf die Sprache der intensiven Beziehungen, einlassen, da die Kommunikation mit einem Hund ruhig ist, nicht über Worte, sondern über den Tonfall läuft und die „uralte“ Sprache der Augen, der aufeinander abgestimmten Bewegungen und der Berührungen nutzt (Olbrich 1997, S. 114).

Die analoge Kommunikation wird demnach beim Ausdruck einer tieferen, rational nicht kontrollierten Beziehung, wie sie zwischen Mensch und Hund existiert, relevant. Der analogen Kommunikation kommt ein wichtiger Platz im menschlichen Leben zu, da wir in einer Zeit leben, in der die Möglichkeiten für Begegnung, d.h. für lebendige Begegnung mit einem Du, eingeschränkt sind und in unserer rationalen, wissenschaftlich und technologisch kontrollierten Welt die digitale Kommunikation vorherrschend ist. Aus dieser Entwicklung heraus zeichnet sich die Beobachtung ab, dass die analoge Kommunikation in ihren Aspekten der Emotionalität, der Empathie und der Bezogenheit gerade bei Kindern und älteren Menschen wieder mehr an Bedeutung gewinnt (ebd., S. 115).

Insgesamt betrachtet fällt vielen Menschen die Kontaktaufnahme und die Kommunikation mit einem Tier leichter als mit anderen Menschen, da Tiere keine kognitiven und kulturellen Bewertungen vornehmen. Ferner haben sie keine Vorurteile, stellen keine Bedingungen und ihre analoge Art zu kommunizieren ist immer echt, ehrlich und situationsbezogen. Zudem werden während der Interaktion mit einem Tier mehrere Sinne, z.B. visuell, auditiv, taktil, kinästhetisch und olfaktorisch angeregt. Diese Tatsache wird in der tiergestützten Arbeit genutzt, indem einzelne Sinne so effektiver gefördert werden können, weil diese für den Menschen in emotionalen Zusammenhängen erlebbar gemacht werden (Vernooij/Schneider 2008, S. 21).

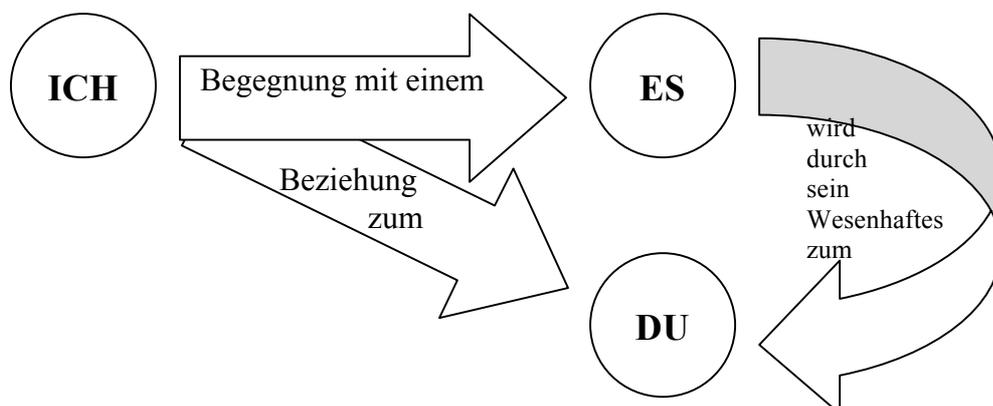
Dadurch, dass die digitalen Anteile in der Kommunikation zwischen Mensch und Hund fehlen, wird der Aspekt der Authentizität zur primären Ausdrucksform der Beziehung und Verständigungsprobleme in der Kommunikation zwischen Mensch und Hund treten nur dann auf, wenn es Schwierigkeiten gibt, die Gefühle des Gegenübers zu verstehen.

In diesem Zusammenhang muss auf die ausgeprägte Appellfunktion der Kommunikation mit und unter Hunden eingegangen werden. Kommunikation ist etwas Ganzheitliches, basierend auf der ausgeprägten Fähigkeit des Hundes zur Gestaltwahrnehmung und der Fähigkeit, Reizkombinationen nicht nur an der Gesamtheit ihrer Einzelmerkmale, sondern vielmehr darüber hinaus an bestimmten Beziehungsstrukturen zwischen diesen Einzelmerkmalen zu erkennen. Hunde erfassen die Stimmungslage des Menschen sehr genau und obwohl ihnen ein Wortverständnis fehlt, lernen sie, bestimmte Wörter mit bestimmten Aufforderungen oder anderen Inhalten zu assoziieren. Hunde verfügen über eine differenzierte Signalmotorik und

kommunizieren sehr ausgeprägt im optischen Bereich. Sie verfügen über ein dichromatisches Farbsehvermögen und nahezu ein Achtel des Hundehirns dient der Geruchsverarbeitung. Die taktile Kommunikation dagegen spielt z.B. eine große Rolle zur Festigung der Beziehung, Förderung der Bindung und Vermittlung von sozialer Sicherheit (Feddersen-Petersen 2003, S. 348ff.).

In der Beziehung zum Hund erfährt der Mensch Zuneigung, Zuwendung und Vertrautheit, die frei von Wertungen sind und somit einen Gegenpol zu einem zumeist primär durch Rationalität geprägten Alltag darstellen. Der Hund verlangt weder eine Vorleistung noch hat er zukünftige Erwartungen an den Menschen als Bedingung seiner Zuneigung. Kategorien wie Attraktivität, Leistung, Fitness und Standfestigkeit sind ihm fremd. Aufgrund dieser Tatsache kann der Hund als Dialogpartner Heilungsprozesse bei erkrankten Menschen auslösen bzw. sie unterstützen, wobei dieses Ziel durch verschiedene Interaktionen und auch durch andere Tiere verfolgt werden kann. Allein der Blickkontakt mit einem Hund kann verschiedene Empfindungen auslösen. Lässt sich der Menschen auf einen Kontakt ein, von dem er keine bestimmten Erwartungen hat und im Unterschied zu menschlichen Begegnungen kein handlungsleitendes Motiv verfolgt, sondern sich vielmehr abwartend und gespannt gegenüber der Situation verhält, so lassen sich Wirkungen an Körper, Geist und Seele beobachten. Der Hund kennt den Menschen nicht als fehlbares Wesen mit entsprechender Vergangenheit. Es ist ausschließlich der gegenwärtige Augenblick, auf den es ankommt, denn der Mensch (ICH) kommt nicht umhin, den Hund (ES) in der ersten Begegnung als ein lebendiges Subjekt (DU) anzuerkennen und somit zu ihm in einer Beziehung zu stehen (siehe Abb.4) (Frömming 2006, S. 25ff.).

Abbildung 4: Begegnung zwischen Mensch und Tier (Otterstedt 2003, S. 65)



Die Beziehung zum Du (hier der Hund) erfahren wir im Dialog mit unserem Gegenüber, wobei wir bemüht sind, eine gemeinsame Kommunikationsebene zu finden. Durch die Imitation des Dialogparts des anderen wird das Gefühl des Angenommenwerdens vermittelt, was zu einer Öffnung für alternative Kommunikationswege, für neue Dialogpartner usw. führt. Diese Öffnung geschieht in erster Linie nicht durch einen kognitiven Prozess, sondern durch ein Sich-Lösen von ichbezogenen Zweifeln und Ängsten. Aufgrund der Tatsache, dass das Du uns annimmt, trauen wir uns mehr zu, wodurch unser Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl steigen und unsere körperlichen, seelischen und geistigen Kräfte sowie die sozialen Talente be- bzw. gestärkt werden (Otterstedt 2001, S. 24ff.).

Veranschaulichen lassen sich diese Ausführungen im Aktionskreis Hundehalter–Hund–Klient (z.B. Kind, Rollstuhlfahrer, ältere Person etc.). Der Klient erlebt die Hundehalter–Hund–Aktion zuerst auf Distanz, d.h. er schaut z.B. beim Ballspiel zu, was ihm bereits Abwechslung und Freude bringen kann. Die Aufmerksamkeit des Hundes richtet sich zu diesem Zeitpunkt meist allein auf den Hundehalter. Nachdem der Hundehalter dem Hund freien Raum gibt, kann dieser seine Aufmerksamkeit auf die neue Umgebung richten, den Raum erforschen und sich dem Klienten aus eigener Motivation nähern. Der Klient rückt an den Aktionskreis des Hundes heran und der Hund entdeckt den Klienten als Teil des Raumes. Er beginnt neugierig und kontaktfreudig auf ihn zuzugehen. Der Klient befindet sich nun in einem gemeinsamen Aktionskreis mit dem Hund und reagiert mit dem Anheben des Gesichtes (offenes Gesicht, Augengruß) als Zeichen des Dialogangebotes und wendet sich so dem Hund mimisch zu. Der Hund sucht aus freier Motivation den direkten Kontakt zum Klienten, welcher sich dem Hund wiederum durch Gestik (Hand reichen) und Körperhaltung (vorbeugen) zuwendet. Beide befinden sich jetzt im Mittelpunkt eines gemeinsamen Aktionskreises (Otterstedt 2002, S. 104).

Es obliegt der Verantwortung einer professionellen tiergestützten Pädagogik und Therapie, die Begegnung zwischen Mensch und Tier stetig interessant zu gestalten, aktuell auf problematische Beziehungen einzugehen, positive Tendenzen zu bestärken, Überforderungen zu erkennen und dementsprechend zu reagieren, damit positive Effekte erzielt und dauerhaft bewahrt werden können (Frömming 2006, S. 27).

2.3. Allgemeine therapeutische Wirkung von Tieren auf den Menschen

Tiere begleiten Menschen besonders gut, wenn sie artgerecht gehalten werden und so all ihre Talente in der Mensch-Tier-Kommunikation zum Ausdruck bringen können. Im Dialog mit Tieren werden alle unsere Sinne angesprochen, d.h. wir sehen nicht nur die Zeichen der Körpersprache, sondern differenzieren die verschiedenen Laute, nehmen über den Geruch und über das Tasten die unterschiedlichsten Botschaften wahr. Durch Streicheln geben wir dem Tier Geborgenheit und Fürsorge und gleichzeitig werden in uns über diese taktilen Reize Emotionen frei.

Die Entdeckung der positiven Wirkfaktoren durch Tiere innerhalb der therapeutischen Arbeit führt zu der Entwicklung einer neuen Wissenschaftsdisziplin, die die physischen und psychologischen Effekte zu ergründen sucht (Frömming 2006, S. 7).

Für wesentlich halten Psychologen, dass Tiere ihre menschlichen Spielgefährten nicht in Homo sapiens – Kategorien, die durch Äußerlichkeiten bestimmt sind, einteilen, sondern dass der, der eine Beziehung zu ihnen aufbaut als ganze Person angenommen wird (Tügel 2001, S. 99).

In der Forschung wird bestätigt, dass es Gruppen gibt, die signifikant vom Umgang mit Tieren profitieren. Zu nennen sind hier Kinder, Alte, Benachteiligte, Kranke, Behinderte, Straffällige und Süchtige. Auch wenn es schwierig ist, wissenschaftlich gesicherte, repräsentative und übertragbare Erkenntnisse zu gewinnen, so kann man doch körperliche, psychologische, sozial-emotionale und kognitive Wirkungszusammenhänge sowie instrumentelle Effekte der Mensch-Tier-Beziehung beschreiben, die individuell höchst verschieden ausgeprägt sind. Abhängig ist dies von Faktoren wie Alter, Lebenssituation und Problematik des einzelnen Menschen sowie von der Eigenart des Tieres und der individuellen Beziehung zwischen beiden (Greiffenhagen/Buck-Werner 2007, S. 67).

Der Mensch wird also durch den Kontakt mit Tieren vielfach gefördert, was sich anhand eines groben Überblickes über die Wirkungsweisen der Mensch-Tier-Begegnung anschaulich verdeutlichen lässt. Die verschiedenen Wirkweisen lassen sich nach ihrem „Wirkort“ (Ort, an dem sich die positiven Auswirkungen von Tieren auf Menschen manifestieren) gliedern. Aus der Gesellschaft und Freundschaft von Tieren können Menschen dementsprechend einen Gewinn in physiologischer, psychischer,

sozialer und kognitiver Hinsicht erzielen. Die auftretenden Wirkungen lassen sich nicht immer eindeutig einem dieser Bereiche zuordnen, weil sie kausal miteinander verknüpft sind.

1. Physische/physiologische Wirkungen:

Senkung des Blutdrucks und der Herzfrequenz, Puls- und Kreislaufstabilisierung durch Streicheln oder reine Präsenz der Tiere, Muskelentspannung, biochemische Veränderungen und neuro-endokrine Wirkungen (z.B. Schmerzverringerung, Beruhigung, Freisetzung von Beta-Endorphinen), Verbesserung von Gesundheitsverhalten (z.B. Bewegung an frischer Luft (Bewegungsmotor)), Reduzierung von Übergewicht, Förderung der Selbstständigkeit im Alltag und der Tagesstruktur sowie praktische/technische Unterstützung (z.B. Führung, Leitung, Schutz, Sicherheit, Arbeits- und Aufgabenerleichterung) (Frömming 2006, S. 31)

2. Mentale und psychologische Wirkungen:

Förderung emotionalen Wohlbefindens durch bedingungslose Annahme („Aschenputteleffekt“), Zuwendung, Bestätigung, Trost, Ermutigung, Begeisterung, Förderung von positivem Selbstbild, Selbstwertgefühl, Selbstbewusstsein, von Kontrolle über sich selbst und die Umwelt, von Sicherheit und Selbstsicherheit, Reduktion von Angst, psychologische Stressreduktion, Beruhigung und Entspannung, psychologische Wirkung sozialer Integration, Regressions-, Projektions- und Entlastungsmöglichkeiten (Katharsis) und antidepressive sowie antisuizidale Wirkung.

3. Soziale Wirkungen:

Aufhebung von Einsamkeit und Isolation (Erleichterung der Kontaktaufnahme, Tier als „sozialer Katalysator“ und „Eisbrecher“), Erleben von Nähe, Intimität, Körperkontakt, Streitschlichtung und Familienzusammenhalt, Vermittlung von positiver sozialer Attribution („Sympathievorschuss“) sowie Erziehung zur Fürsorglichkeit und Verantwortung (Otterstedt 2003, S. 65ff).

4. Kognitive Wirkungen:

Kognitive Anregung und Aktivierung im Sinne der Erhöhung des Interesses an der Umwelt, Anregung der Phantasie und Erlebnisfähigkeit, stärkeres Verbundenheitsgefühl mit der Natur, Steigerung bzw. Erhöhung der Aufmerksamkeit im Zusammenhang mit

dem unmittelbaren Umfeld, Erziehung zur Ordnung, Pünktlichkeit und (Selbst-) Disziplin, Erhöhung der Interaktionsbereitschaft mit anderen Lebewesen und Verbesserung der verbalen Kommunikationsfähigkeit (Vernooij/Schneider 2008, S. 142; Greiffenhagen/Buck-Werner 2007, S. 73).

Zusammenfassend fördert ein Hund demnach im therapeutischen Sinne sowohl die körperlichen Kräfte, indem er durch die täglichen Spaziergänge den Kreislauf des Menschen in Schwung bringt und die Venenmuskulatur stärkt, aufgrund seiner Freude über den Erhalt eines Leckerchens den Menschen erneut auffordert, die Feinmotorik der Hände auszuprobieren oder im Ballspiel Greifübungen zu absolvieren. Was jedoch für den therapeutischen Einsatz oftmals relevanter ist, ist die Förderung der sozialen Fähigkeiten sowie der seelischen und geistigen Kräfte (Otterstedt 2002, S. 105).

Die deutlichsten Effekte der Anwesenheit von Hunden sind sozial, denn Hunde sind soziale Katalysatoren, die den sozialen Austausch mit Menschen und anderen Lebewesen erleichtern oder ermöglichen. So lässt z.B. aggressives und gewalttätiges Verhalten in Anwesenheit von Hunden nach, und Hunde erhöhen sogar die soziale Attraktivität von Menschen. Die tägliche Versorgung eines Hundes kann dazu beitragen, das eigene Leben zu strukturieren und den Aufbau eines festen Tagesablaufs zu ermöglichen. Dadurch, dass Hunde Menschen zur Bewegung und zur Teilhabe am sozialen Leben motivieren, geben sie Hilfe bei der Auseinandersetzung mit Einschränkungen und Verlusten. Sie haben große Bedeutung bei der Verbesserung der senso-motorischen Koordination, da Kinder, alte Menschen oder Menschen mit einer Behinderung bei Interaktionen mit Hunden wach, optimal aktiviert und ganz natürlich konzentriert erscheinen (Olbrich 2003, S. 76, 197f.).

Ein Exkurs zur Situation von Patienten in Krankenhäusern verdeutlicht die therapeutischen Wirkungen eines Hundes auf eine weitere Art und Weise. Die Patienten sind dort oft von Unsicherheit und Ängsten belastet, da sie sich von anderen gesteuerten Abläufen unterwerfen müssen und zwangsläufig viel von ihrer Selbstbestimmung und Selbstverantwortlichkeit abgeben müssen. Gefühle von Isolation, Langeweile und Ausgeliefertsein sind vorherrschend, und auch die Besucher verhalten sich aus Angst um den Besuchten dementsprechend. Sie ziehen sich beispielsweise zurück, weil sie mit den Gefühlen der eigenen Hilflosigkeit konfrontiert werden. In diesem Kontext einen Hund streicheln zu können, wirkt angstlösend, aufmunternd und unterbricht die von vielen Patienten häufig als belastend empfundene Rolle, permanent das Objekt der

Versorgungsbemühungen Dritter zu sein. Im Bereich der Rehabilitation ist auch das Bürsten des Hundes, das Spielen oder Üben mit ihm oft abwechslungsreicher und interessanter als das Training mit unbelebten Übungsgeräten. Das Thema „Hund und Hundebesuch“ verringert zudem die beständige Selbstaufmerksamkeit und Fixation auf die eigene Krankheit (Claus 2003, S. 200ff.).

Mögliche Aufgabenfelder von Hunden bzw. Tieren allgemein sind somit zusammenfassend die Unterstützung in der Diagnostik, der Therapie, der Pflege, der Kommunikation und Förderung der sozialen Integration aufgrund der Förderung der physischen, psychischen, mentalen und sozialen Bedürfnisse und Talente der Klienten (Otterstedt 2003, S. 228ff.).